

(Nachdruck verboten.)

44]

Der Entgleiste.

Von Wilhelm Solzamer.

Philipp sah ihn mit einem langen Blick an. In diesen nervös überreizten Menschen ist immer etwas von einem Dichter. Die Phantasie geht mit ihnen durch, und sie belügen sich selbst und glauben an ihre Lüge.

Aber diesmal war es wohl nicht der Fall. Weif bemühte sich, seine Erregung zu meistern. Er erzählte mit erzwingener Ruhe weiter.

„Da war's auf einem Ball. Ich stand in einer Fensternische. Sie war im Gespräch mit einem Herrn. Ich konnte sie beobachten. Sie war schön wie eine Göttin. Und in einem Spitzenkleide, das mit Brillanten besät war. Ihr Gemahl war ein frummer Greis, der ein Juweliergeschäft in Odessa hatte. Ich tat einen Schritt vor, um einen Bekannten zu begrüßen. Da fiel mein Blick in einen großen venezianischen Spiegel. Ich sah in aller Schärfe ihr Profil. Da war mir's, ich werde mit Eiswasser übergossen. Sie hatte eine viel zu kleine Nase. Ich wurde ganz wütend. Diese kleine Nase machte mich wild. Pfui Teufel! Ich habe nie so viel Champagner getrunken wie an diesem Abend. Ich bin nie so nüchtern geblieben. Anderen Tages begegneten wir uns auf unserem gewohnten Morgenritt. Ich hob mich im Sattel und küßte ihr die Hand. „Zum Abschied,“ sagte ich, „ich muß abreißen und werde nicht mehr das Vergnügen haben, Sie zu sehen.“ Sie erbleichte ein wenig. Dann froch ein Lächeln um ihren breiten Mund, und ihre Augen blitzten. Sie funkelte mich an und lächelte wütend. Sie zog ihrem Kappen eines über und sprengte davon. Ich ritt gemächlich heim und reiste ab, kalt wie ein Frosch. Können Sie's glauben? Und ich habe nie glühender, quälender geliebt. Aber Profil muß die Frau haben, sonst taugt sie nichts.“

Philipp erwiderte nichts. Der Arzt in ihm war wach geworden und vervollkommnete seine Diagnose. Er wollte eine Frage stellen. Aber er verbiß es. Nichts von Krankheit jetzt. Dann sah er wieder ganz und gar den Menschen in Weif. Und nun fragte er:

„Und Sie haben es nie bereut?“

„Nein!“

„Und Sie hatten auch nie das Gefühl unrecht getan zu haben?“

„Nein!“

„Es ist doch nur eine Theorie!“

„Nein, es ist das Fazit von tausend Beobachtungen. Es ist eine Ueberzeugung. Die Liebe muß Forderungen stellen. In allen Punkten und Stücken. Sie darf nichts unbeachtet lassen. Zähne, Hände, Haare, Glieder. Das sind wir uns selbst schuldig. Und das sind wir der Menschheit schuldig. Die Fruchtwahl darf nicht nur eine natürliche sein, sie muß auch eine kulturelle sein.“

Sie schwiegen.

„Fräulein Gießfeld könnte ich heiraten. Das ist etwas anderes,“ warf er plötzlich hin.

„Aber sie ist krank.“

„Das ist etwas anderes hier.“

„Wieso?“

„Hier ist kultureller Ersatz vorhanden.“

„Ihr Mitleid sucht sich eine Entschuldigung.“

Weif lachte.

„Doktor, ich denke ja nicht dran, sie zu heiraten, ich Krüppel. Greifern Sie sich doch nicht.“

„Ich ereifere mich nicht.“

„Das ist doch ein Mensch,“ fuhr jetzt Weif in die Höhe.

„Ein profilierter, eigener Mensch, in dem etwas steckt. Da laßt uns doch lieber sieben Generationen Schwindsüchtiger und Neurastheniker erzeugen, als eine Generation Gesunderproben und Geistesmäßige.“

„Sie würden ein schönes Unheil anrichten,“ sagte Philipp.

Weif lachte, daß es aus dem Walde widerhallte.

„Ich denke ja aber nicht daran, Doktor. Wie geht es ihr denn?“

Philipp wurde es freier.

Er erzählte, wie die Operation ausgeheilt sei, wie sich auch die nervösen Zustände gebessert hätten.

„Und wie erträgt sie Ihren Meßgerschnitt?“

„Sie weint nicht mehr und findet sich darein. Ich habe ihr freilich viel gute Worte geben müssen.“

„Sie geht nun wieder?“

„Ein wenig jeden Tag.“

„Und wann kann sie ausgehen?“

„Wenn das Wetter hält — ich könnte es wohl gestatten.“

Weif erwiderte nichts. Sie machten sich auf den Heimweg und schritten schweigend nebeneinander her.

Vorm Tore hielt Weif an und bat:

„Führen Sie sie doch morgen aus, Doktor. Das sind Sie doch dem armen Wesen schuldig. Ein bißchen Sonnenschein noch und Spätsommernilde. Tun Sie's.“

Philipp versprach es, und sie traten ein.

16.

Und sie gingen in den blühenden Tag hinaus, der die gedämpften Klänge und die gemilderten Töne hatte, in den späten Sommertag, in dem nur Reife war, ohne die Traurigkeit des Sterbens. Und sie gingen langsam und leise, der Mann neben der Frau, der Gesunde neben der Genesenden. Sie gingen in die Ebene hinaus, die ganz von blassem Golde angefüllt war.

„Sie haben wieder Mut zum Leben,“ fragte Philipp.

„Ich muß wohl. O ja — und ich will auch Mut haben.“

Ich verachte Mutlosigkeit. Und ich liebe, zu leben.“

„Sie haben also auch Freude?“

„Freude? Lieber Herr Doktor, man müßte das Wort erst bestimmen, ehe ich darauf antworte. Wenn ich meine Kunst habe, sehen Sie, dann habe ich Freude. Dann klingt sie so weh in mir auf, daß ich weinen und weinen könnte. Aber sonst — Gott, wenn man so über sich selbst nachdenkt, man ist doch nur das Produkt vieler schwacher und trauriger Dinge. Und dennoch — nun ja — wenn ich wieder von all dem absehe — ja, ich habe viel Freude in mir.“

Ein leichtes Rot war in ihre bleichen Wangen geflossen.

„Haben Sie Freude, Doktor?“

Er stutzte. Und er wiederholte, wie sie es vorhin getan hatte:

„Freude?“ Aber es klang schwer. Es war in der Frage schon die Antwort enthalten.

Hatte er je darüber nachgedacht? Freude? Er hatte gerungen, gearbeitet — und tat nun seine Pflicht. Er behandelte seine Kranken nach bestem Wissen und Gewissen. Lag da nicht eine Freude darin? Und er hatte eine Frau, die für ihn sorgte und ihm das Leben behaglich machte und ihm Vermögen zugebracht hatte. Mußte er da nicht voller Freude sein?

Es fielen ihm Worte ein, in denen er sein Glück und seine Freude ausgesprochen hatte.

Ein Zucken ging ihm durch den Körper. Er schnitt eine Grimasse. Dann rieb er eine Weile Daumen und Zeigefinger aufeinander und ging ein wenig rascher.

Endlich hatte er es unter.

„Sie sind nervös, Doktor, wir haben Sie wohl angestreckt?“ fragte Melanie.

Ohne auf ihre Frage zu achten, sagte er:

„Ich habe auch Freude. Ohne sie wäre ja das Leben nicht zu ertragen. Jeder Mensch hat Freude, der Lahme wie der Blinde, der Reiche wie der Arme, sonst würde niemand das Leben aushalten.“

„Ja, das stimmt sehr gut, lieber Doktor, das ist eine Theorie. Ich habe aber geglaubt, wir wollten von unseren persönlichen Erfahrungen reden.“

„Eine Theorie kann aber doch eine persönliche Erfahrung werden.“

„Um, ja, auch umgekehrt. Aber da Sie absolut ausweichen wollen, so will ich Ihnen von mir erzählen. Sie lassen den Kopf hängen, und ich hebe ihn. Ein paar Akkorde auf der Geige, ein Streifen Sonnenschein, ein blasser Strich am Himmel, wie da vorn, wo die Harthirge sind, sehen Sie, das genügt zur Freude. Da vergesse ich mein nervöses Leiden, meine kranke Lunge, meinen verstimmelten Körper. Sie haben mich getröstet, Doktor, nun ist mir, ich müßte Sie

tröstest, obgleich ich gar nicht weiß, warum. Es scheint mir, nur so, weil ich etwas Dunkles in Ihnen spüre, das hell und sonnig sein möchte. Und wissen Sie, mir ist, ich habe mich durch Sie erst entdeckt. Das ist natürlich ein zu großes Wort. Und doch ist jetzt kein Grund, ein kleineres zu suchen. Ich habe Sie gehaßt. Sie nahmen mir ein Stück Frauenschmuck, ein Stück Frauenrecht, ein Stück Frauenglück. Ja, das all! Ein Stück Kraft und Freiheit. Ein Stück Liebe."

Sie mußte stehen bleiben und nach Atem ringen. Philipp sah sie mit einem Lächeln an.

"Sie lächeln?"

"Es gefällt mir, daß Sie mich gehaßt haben. Ich habe doch nur das Gute für Sie gewollt. Aber der Haß ist das ehrlichste Gefühl — und Sie sagen es ehrlich."

"Ja, gehaßt, Doktor. Ich glaube, Sie verstehen von der Frau nichts. Sie sind so ganz Mann. Und wo Sie eine Brücke hätten finden können zu der Frau herüber, da hat sich Ihnen der Arzt in den Weg gestellt."

"Vielleicht haben Sie recht. Ich kenne Frauen nicht."

"Kennen Sie sich selbst? Das glaube ich nämlich auch nicht. Wir Frauen können uns auch nur durch die Männer kennen lernen — so denke ich mir, lernen sich die Männer auch erst durch die Frauen kennen. Das ist wie piano und forte. Die feine Kunst liegt freilich im Crescendo und Decrescendo. Ich gebe Ihnen das, notabene, als Kunstlehre. Piano kann eine ausgebildete Spezialität sein — es kann Seele spielen. Im Crescendo und Decrescendo wird die Seele wahr und lebendig. So ist's auch im Leben."

"Theorie — oder Praxis?" fragte Philipp.

"Beides — und ein bißchen Kombinationsgabe. Und ein wenig Vergleichstalent. Sie gehen zuviel mit Büchern herum in der Welt. Wir gehen mit lebendigen Sinnen — und wir klopfen auch an solche Sinne an, die noch nicht aufgeschlossen sind."

"Darf ich fragen — wie alt sind Sie jetzt? Es steht zwar in Ihrer Krankengeschichte, aber ich weiß es doch nicht."

"Nichtig gezählt — fünfundsanzig, Doktor."

"Und — und —" er wurde verlegen und riß an seinem Barte.

"Und" — fiel sie ihm ein — „haben Sie schon geliebt, wollten Sie fragen."

"Wenn Sie es nicht übelnehmen — ja."

"Geliebt — ja. Aber nicht wie Sie es denken, und wie es andere Menschen denken. Verehrt. Leidenschaftlich verehrt. Bis zur Auflösung, zur Krankhaftigkeit."

Philipp ging sinnend neben ihr her und ließ von Zeit zu Zeit einen Seitenblick über sie gleiten. Ihre Augen waren schwärmerisch groß geworden, ihre Nasenflügel bebten ein wenig, und in ihren Wangen glühte eine bleichzarte Röte, wie er nie eine gesehen hatte.

"Ist das ein schöner Tag! Doktor!" sagte sie.

"Ja!"

"Ich dank Ihnen so, daß ich ihn genießen darf! Mir ist, ich habe nie einen schöneren genossen."

Da dachte er an ihre Liebe und schwieg.

"Sie sind so still?"

"Nein — wir haben so mancherlei gesprochen, ich denke nach."

Sie lachte.

"Mädchengeplauder. Gehen Sie, Doktor, darüber denken Sie nicht nach. Das stammt von keinem Katheder und aus keiner Klinik."

"Und ich denke dennoch nach."

"Soll ich Ihnen noch mehr von mir sagen?"

"Bitte!"

"Ich habe Ihnen das Schwärmerische meiner Liebe gesagt — ich will Ihnen das Banale auch sagen. Denn das ist ja das Elend von uns, daß wir unsere Hochgefühle in die Banalität hinabgleiten sehen. Ich habe meinen Lehrer geliebt und später habe ich erfahren, daß er zwischen je zwei Dirnen einen Liebesbrief an mich schrieb. Ich habe das Edle in ihm bejessen — und er war edel gegen mich. Er hat meine Jugend geschont — und mich verehrt. Er hat mich wirklich verehrt, Doktor," betonte sie.

"Ich zweifle nicht."

"Aber was das für ein Schmerz war! Das waren durchweinte Nächte, voll von Verlangen und Unbegriffenheiten, voll von Widerstreit und Phantasterei. Er ist dann zugrunde gegangen. Vielleicht hätte ich ihn retten können. Aber dazu war ich schon zu sehr von der Erde entfernt in meinem Fühlen — da war ich unnahbar geworden für den — und hätte nicht mehr niedersteigen können zu ihm. Und

wußte ja auch nicht, was das Notwendige war. Meine Leidenschaft war so unberührt gediehen, daß sie nicht mehr hätte Sinnlichkeit werden können. Daran wäre sie gestorben. Vielleicht ist er daran zugrunde gegangen. Er konnte den Ausgleich nicht mehr finden von seinem Niedrigsein zu der Höhe, die der Künstler braucht und die der Sinn der Liebe ist."

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Frauen.

Von A. Werhijlaja.

Aus dem Russischen von Stefania Goldenring.

III.

Stille trat ein. Katja blickte auf das Kleine, bis zur Durchsichtigkeit weiße Gesichtchen des Mädchens, auf ihre gesenkten Wimpern.

"Verdammtes Weib!" ertönte es in nächster Nähe. Will's ihrem Manne nicht gönnen.

Ein Krachen ließ sich hinter der Tür vernehmen.

"Dabei bist Du vom frühen Morgen an betrunken," schrie eine wütende Frauenstimme, aus der man Tränen hörte.

"Verzeihen Sie, um Gottes willen! Ich hätte es nicht sagen dürfen. Wo ist er denn? Jener, den Sie geliebt haben?" fragte Katja flüsternd.

Japlina schwieg.

"Verzeihen Sie. Ich hätte nicht danach fragen sollen. . . . Es war keine Neugierde, glauben Sie . . . mein Gott . . . was haben Sie durchgemacht! Wie unglücklich Sie sind. O, er ist . . . verzeihen Sie . . . ein Halunke!"

Japlina lächelte plötzlich, dann begann sie leise zu lachen und sah zum Fenster hinaus.

Weshalb ein Halunke? Sie sollten das nicht sagen. . . . Das Ganze ist eine so einfache Geschichte. Wir waren beide noch jung, er noch Student. . . . Gemeinlichliches Streben, gemeinschaftliche Ideale (sie lächelte wieder leise) und als Resultat . . . ein Kind. . . . Natürlich, ein krankes. Was sind wir für Mütter? Weder Mütter, noch gesunde Kraft. Wir leben mit unseren Kerben . . . obendrein die Not. . . . Sie, Sohnizlaja, haben die Not niemals in der Nähe gesehen. Wie können Sie verdammen? Die Not ist etwas Furchtbares! Sie tötet in uns alles, von dem Augenblick an, da die Seele erwacht. Sie entkräftet, demütigt, läßt uns mit dem Gewissen feilschen und zwingt uns, mit Geringem zufrieden zu sein."

Ihre Stimme sank bis zum Gesäuseln, die Winkel ihres bleichen Mundes ließen sich mit dem Ausdruck tiefer Traurigkeit und Bitterkeit herab.

"Lieben Sie ihn noch immer?" flüsterte Katja.

Japlina lächelte.

"Wie naiv Sie sind, Sohnizlaja. Ob ich ihn liebe! Das ist zu lange her. Es sind so viele Jahre vergangen, daß . . . wenn ich ihm gestern nicht begegnet wäre . . ."

"Gestern?" rief Katja, und ihr Herz begann laut zu pochen.

"Habe ich denn etwas gesagt?" fragte Japlina mit kühltem Staunen.

"Sie sind ihm gestern im Theater begegnet?"

"Nein, das war ein anderer, der ihm ähnlich sah. . . . Da habe ich unwillkürlich daran gedacht. Er soll aus Liebe ein reiches Mädchen heiraten. Nun! Ich freue mich für ihn."

Katja sprang auf.

"Und Sie sagen das so ruhig? Sie verfluchen ihn nicht?"

"Weshwegen? Bedenken Sie, liebe Sohnizlaja, wir sind alle ohnmächtig vor dem Leben. Wir haben gut daran getan, daß wir uns rechtzeitig getrennt haben. . . . Das Kind ist gestorben, das Gefühl ist tot. Nichts band uns mehr. Ein Mittelloser braucht nicht zu heiraten. Das ist das Vorrecht eines Bourgeois. . . . Was wäre er jetzt? Arzt in der Provinz, müde, überarbeitet, mit einem Haufen Kinder und einer kranken Frau. Er hätte die Wissenschaft an den Nagel gehängt, die Kraft und den Glauben an seine Arbeit verloren, und mich hätte er zu allererst verflucht. . . . Jetzt hat er sich hervor getan, er macht sich einen Namen. Er ist immer ehrgeizig gewesen. Ich wünsche ihm von ganzem Herzen Erfolg. . . ."

"Was sind Sie für eine wunderbare, starke Seele, Japlina!"

"Wieder nicht das Richtige! Wollen Sie, so werde ich Ihnen die Wahrheit sagen? . . . Nicht er hat mich, sondern ich habe ihn verlassen."

"Sie ihn?"

"Nun, sehen Sie. Ich wußte, daß Sie es nicht glauben werden, daß es Ihnen lächerlich erscheinen werde."

"Nicht lächerlich, nein . . . aber weshalb?"

Japlina schwieg einen Augenblick. Leichte Röte überzog ihr wachsbleiches Gesicht. "Er hat mich enttäuscht. . . . Das ist alles. . . . Ja, liebe Sohnizlaja, einmal sind wir alle jung. . . . Dann tritt, ich versichere Ihnen, auch für die Seele ein Grenzalter ein, mit dem wir uns alle in friedliche Bürger verwandeln. Ich habe es verstanden, in ihm rechtzeitig diesen Augenblick zu erraten und rechtzeitig fortzugehen. Man sagt, daß man seinen Ruhm nicht überleben darf. . . . Aber seine Liebe darf man auch nicht über-

Astern.

„Die letzten roten Astern frag' herbei“.

leben . . . Ich habe ihn geliebt, als er jung, empfänglich, ideal-rein . . . so stürmisch heiß war . . . Ich verurteile ihn nicht, weil er sich verändert hat . . . Das ist das Schicksal aller. Auch er ist seiner Zeit und seinem Milieu nicht entgangen . . . Wer von uns hat zu widerstehen vermocht? Aber so verändert brauchte ich ihn nicht mehr, das ist alles.“

„Und Sie haben sich über die Begegnung nicht gefreut?“

„Nein, das war mir sogar unangenehm. Es ist das selbe, als hätte man sich in ein Mädchen so schlang wie eine Pappel, mit einem unschuldigen Gesichtchen verliebt, dem man nach 10 Jahren in Gestalt einer dicken, kurzatmigen Dame mit heiserer Stimme wiederbegegnet.“

„Sie sind also auf seine . . . Braut nicht eifersüchtig? . . . Sie empfinden weder Neid, noch Haß?“

Zaplina brach unerwartet wieder in ein Gelächter aus, ein Leises, gleichsam inneres Lachen, von dem ihr Gesicht erzitterte.

„Nein! . . . ich brauche niemand zu beneiden. . . . Ich habe ihn in der besten Zeit seines Lebens gekannt. . . . Und in dieser besten Zeit seines Lebens hat er mich geliebt. . . . Ein bürgerliches Glück brauche ich nicht.“

In Zaplins Stimme hörte man plötzlich neue Noten der Energie und Leidenschaft.

Wleich vor Erregung betrachtete Katja sie. In dieser Regung barg sich das Stammen über einen solchen Willen, über solche Anschauungen, die sie in diesem gebrechlichen, kranken Mädchen nicht vermutet hätte. Aber es war darin auch etwas anderes. . . . Wie im Sturm jagten Erinnerungen durch ihren Kopf, unerwartete Gedankenverbindungen tauchten in ihr auf. . . . Sie dachte an ihren eigenen Verlobten, mit den erloschenen, kühlen und harten Augen, mit seiner müden Seele, ohne jugendliche Begeisterung, der kalten Seele, die sie mit ihrer jungen, lodernen Leidenschaft zu erwärmen und zu beleben hoffte. . . . „Das Grenzalter . . . hat er es etwa schon überschritten?“

Ein kalter Schauer lief über ihren Rücken.

Im Zimmer war es ganz dunkel geworden. Durch die Tür hörte man ein mächtiges Schnarchen. Die Mädchen saßen lange unbeweglich.

Katja erwachte zuerst aus dem Dösen.

„Auf Wiedersehen, liebe Zaplina? Wie schade, daß ich Sie so spät kennen gelernt habe! Welch beschämendes Gefühl, wenn ich bedenke, daß wir alle uns Ihnen hätten nähern können. . . . und jahrelang so lebten, ohne Sie erkannt zu haben. . . . Und jetzt reisen Sie ab. . . . Wenn Sie wüßten, was Sie in meiner Seele alles aufgerüttelt haben! Ich werde diese Unterhaltung niemals vergessen. . . . Erlauben Sie, daß ich Ihnen von Zeit zu Zeit schreibe. . . . Ich will nicht, daß Sie so einsam bleiben, wie Sie das ganze Leben waren. . . . Liebe, liebe Zaplina! Erlauben Sie, daß ich Sie küsse! Morgen werden wir alle auf der Bahn sein. Das wird der offizielle Abschied sein. Jetzt wollen wir uns als Freunde Lebewohl sagen. . . .“

Als Katja im Fortgehen war, sprach Zaplina sie noch einmal an: „Ich habe eine Bitte an Sie“, sagte sie leise und zupfte nervös an dem Saum des Tuches.

„O, bitte!“ brachte Katja nervös hervor, „alles, was Sie wollen.“

Zaplina schwieg eine Weile und erröte.

„Können Sie diese Blume hier nicht zu sich nehmen?“ Sie zeigte auf den abgekehrten Rhododendron mit den glänzenden Blättern. „Stellen Sie ihn irgendwo hin. Meinettwegen ins Mädchenzimmer. Es würde mir leid tun, wenn er eingeht. . . . Ich habe ihn . . . fast zehn Jahre lang gepflegt. . . . Ich bekam ihn als einen winzigen Ableger geschenkt.“

Katjas Herz begann laut zu klopfen.

„O gewiß, gewiß, Zaplina. Ich stelle ihn bei mir auf. Es wird ein Andenken an Sie sein. . . . Ich lasse ihn holen. . . . sehr bald.“

Zaplina lächelte und erröte noch mehr.

„Ich danke Ihnen. Ich werde ihn selber mit Matten einwickeln, es friert ja jetzt draußen tüchtig.“

Katjas Augen waren voll Tränen, als sie auf die Straße trat.

Sie freute sich über die Luft, über die rasche Fahrt, die zärtliche Anruhe der Mutter, die sich wegen ihrer Abwesenheit geängstigt hatte, sie freute sich über die gewohnte teure Einrichtung, über die ihr zugehörten Gesichter — jetzt, da sie des Kellers und der einsamen Gestalt Zaplins gedachte. . . . und jener Blume, die so kränzlich und blaß war, wie ihr eigenes Leben, und die sie so rührend gehütet hatte. . . . Aber — seltsam! — als sie jetzt an ihr großes Glück, an Polosjews Liebe, an ihre Zukunft dachte, schämte sie sich nicht mehr wie gestern im Theater dieser verleyenden Ungleichheit, der grausamen Ungerechtigkeit des Schicksals, das Zaplina zuteil ward. Im Gegenteil: eine dumpfe Anruhe, neue qualvolle Gegenüberstellungen loderten sie und da in ihrer Seele auf und erloschen, von Willensanstrengung erdrückt.

„Ich brauche niemand zu beneiden“, tönte die dumpfe Stimme wieder, in der plötzlich eine so unerwartete Leidenschaft und Kraft erklang.

An Katjas Herzen nagte etwas, schmerzhaft und unablässig. . . .

(Schluß folgt.)

Wenn die Asten sich ansiedeln, ihre Reize zur vollen Entfaltung zu bringen, dann geht es auf den Herbst zu — und wenn die letzten Astern im Garien gebrochen werden, dann ist der Lebensabend da. Die Blütezeit verteilt sich auf die Monate August, September, Oktober. Dazu sind auch Frühlinge und Spätlinge vorhanden, die sich nicht an diesen Termin gebunden halten, doch sie zählen zu den Ausnahmen. Der Hauptblütenstork setzt je nach der Jahreswitterung Ende August ein und zieht sich bis Ende September hin. Die herrlichste Augenweide, die zu bieten den Blumenfeldern unserer Großjamenzüchter möglich ist, geben sie für die Zeit des Asternhauptstorks. Das ist ein Strahlen und Gleichen, ein Schimmern und Schillern im flimmernden Strahle spätsommerlichen Sonnenscheins! Wer sich an Farbenpracht berauschen will, der schaue die Asternfelder Ende August oder Anfang September. Aber auch im bescheidenen Hausgärtchen vermag die Asten ihre Wirkung nicht, und ein Duzend Stiele Asternblüten in verschiedenen Formen und Farben im Wasserglase können ein schier unerlöschlicher Quell höchster Freude sein.

Die Asten zählt nicht nur zu den schönsten Gartenblumen, sondern auch zu den wenigen, die sich einer allgemeinen Verbreitung rühmen dürfen. Sie war als Gartenblume von jeher beliebt. Ihre Einführung nach Europa verdankt sie einem Jesuitenpater, der gegen Ende des 18. Jahrhunderts die ersten Astern aus China nach Frankreich brachte, die im Jardin des Plantes zu Paris zum ersten Male ihre Blumen öffneten. Es waren Korbblütler, deren von gelben Röhrenblümchen gebildete Scheibe von einer einzigen Reihe blattartiger, mehr oder weniger lebhaft klaffender Blüten umgeben war. Aus diesem Urtypus sind rund fünf Duzend Formen hervorgegangen, die mehr als 700 Farbenvarietäten umfassen, und immer noch sind die Züchter bestrebt, weitere Verbesserungen zu erzielen. Es ist schon ein kleines Kunststück, sich in all diesen Abarten auszukennen, zumal da die Benennung der einzelnen Formen oft wenig bezeichnend ist. So hat die ursprünglich nur für die Kugel-Röhren-Aster mit kugeligem Blütenkorbe übliche Bezeichnung „Kugel-Aster“ mittlerweile Geltung erreicht für irgend eine andere Aster, die ihren Blütenkorb kugelig formt, dann für Varietäten, die als Pflanze einen kugeligen Busch bilden, und endlich noch für solche Astern, die wohl die Verästelungsweise der alten Kugel-Röhren-Aster aufweisen, aber sonst durchaus nichts Kugeliges an sich haben. Hat so der Fachmann schon Schwierigkeiten bei der Orientierung über die einzelnen Sorten, so wird dem Laien schon gleich ganz angst und kange, wenn er nur die Flut der Namen hört, die der Fachmann ihm vorzusprudeln vermag. Und die Länge mancher Namen! Da muß vorher tief Atem geholt werden zum Nachsprechen: „Päoniensblütige Kugel-(U)hland-Aster zimmerlarm mit weiß umflort“, „verbesserte Zwerg-Buleit-Pyramiden-Aster dunkelblutrot“ usw.

Die Ursprungsform der Aster ist nur noch selten zu finden; sie hat die Blumenform der bekannten Gänseblümchen, ist aber wesentlich größer und von der schon genannten Farbe. Es geht dieser Ursprungsaster ebenso wie der Urtypus der Dahlie, die auch einem Riesenanrang neuer Zuchtarten weichen mußte. Der Liebhaber wendet, nachdem aus der ursprünglich einfachen Blumenform erst einmal eine gefüllte Blüte entstanden war, das Interesse der gefüllten Blume zu; das war bei der Dahlie, beim Erysanthemum so und ist auch bei der Aster nicht anders. Und doch haben auch diese einfachen Blüten ihre Reize; aber die Welt zieht nun mal das Abnorme vor. Abnorm sind die gefüllten Blumen, bei denen die Scheibenblütchen nicht mehr einen Knopf in dem Strahlenkranz der Zungenblütchen bilden, sondern gleich diesen zu großen farbigen Blütenorganen ausgewachsen sind. Schön ist der Formenreichtum der hochgezüchteten Asternblume, deren einzelne Blütchen bald Kadeln, bald Röhren oder Zungen gleichen, an Mäuselohren erinnern, an einen Haarschopf oder an eine Straußenfeder und die einmal hübsch regelmäßig nach Art eines Ziegeldaches übereinander geschichtet sind, ein andermal sich nach innen wölben oder gar, einem Krauskopf gleich, wirr durcheinander schlingen. Flach ist die eine Blumenform, während andere eine Halbkrone bilden, noch andere sich zu einer geschlossenen Kugel ausgebildet haben. So ist ein großer Wechsel da, der noch eine Steigerung findet in der Mannigfaltigkeit der Farbentönungen, die zwischen dem reinsten Weiß und dem lebhaftesten Karminrot und dunkelsten Violett variieren. Reiche Abwechslung bietet auch der Wuchs der Pflanze. Von der bescheidenen, nur 15 Zentimeter hohen Zwergform bis zur mehr denn meterhohen Buschaster sind alle Höhengrade vertreten. Die eine Form baut sich buschig, eine andere pyramidenförmig, wieder eine andere kreielförmig auf, ja selbst die Säulenform ist vertreten.

Die Aster ist ein einjähriges Gewächs, das heißt, sie muß alle Jahre aus Samen aufs neue herangezogen werden und stirbt jedesmal nach vollendeter Samenreife ab. Spätblühende Sorten gelangen bei uns bei kalter regnerischer Herbstwitterung oft gar nicht oder nur unvollkommen zur Samenreife. Vorichtige Asternzüchter lassen solche Sorten darum vielfach in Frankreich oder Italien für Samengewinnung anbauen, um auf alle Fälle gedeckt zu sein. Der Same der Aster bewahrt seine Keimkraft drei Jahre lang, daher ist es auch möglich, etwaigen Mizeranten in Deutschland stets ent-

gegen zu wirken. Die Sämlinge der Aster wollen im April im Mistbeetkasten unter Glas herangezogen werden. Wer Asten im Garten pflanzen will und nicht über ein Mistbeet verfügt, der kann zwar die Sämlinge auch im Zimmer in Töpfen oder Schalen großziehen, aber er fährt besser, wenn er Mitte Mai bei einem Gärtner fertige Sämlinge erstet und diese in seinem Garten aussetzt.

Wenn der Blumenfreund den Namen der Aster erwähnt findet, so denkt er nur an die eben geschilderten Astöcklinge der chinesischen Aster. Daß außer dieser einen Asternart mit ihren Hunderten von Varietäten noch eine andere Asterngruppe vorhanden ist, die — ungerechnet die vielen Varietäten — allein einviertel-Hundert Arten umfaßt, ist ihm meist nicht bekannt. Diese Asterngruppe heißt im Gegensatz zu der einjährigen Sommeraster die *Staudenaster*. Damit ist schon gekennzeichnet, daß es sich bei dieser Gruppe um *Stauden* handelt, also um Pflanzen, die alljährlich aus dem Wurzelstock aufs neue zu treiben beginnen und nicht stets wieder aus einem Sämling herangezogen werden müssen. Der Botaniker hat dieser Gruppe zum Unterschied von der Sommeraster den Gattungsnamen „*Aster*“ beigelegt. Die etwa 250 Arten dieser Gattung stammen zumeist aus Nordamerika, vereinzelte sind auch in Europa und Asien einheimisch. Auch von diesen Staudenastern läßt sich vieles im Garten pflegen, manches davon hat sich auch ziemlich verbreitet, aber es ist dem Namen nach unbekannt, und oft sieht man den Blumenfreund ungläubig aufschauen, wenn ihm als Name solcher Pflanzen ein Asternname genannt wird.

Eine der prächtigsten Arten der Staudenastern ist die *Alpenstaudenaster*, ein niederes Gewächs unserer Alpen, das in unseren Gärten seine blaßblauen Sternblüten oft schon im Mai, sicher aber im Juni und Juli öffnet. Diese Aster gleicht in der Blumenform den einfach blühenden Sommerastern noch am meisten. Weit weniger erinnern die sogenannten *Herbst-Staudenastern* an eine nahe Verwandtschaft mit der chinesischen Sommeraster. Sie bilden mächtige, oft bis zwei Meter hohe, reich verzweigte Büsche, die mit vielen Hunderten oder gar Tausenden kleiner Blüten übersät sind. In der einzelnen Blüte erkennen wir sehr wohl den Charakter der einfachblühenden Sommeraster wieder, aber die ganze Pflanze schaut ganz anders aus. Die Abwechslung in der Farbentönung ist auch hier reich, sie umfaßt vorwiegend die Farben Rot und Blau, wozu das Gelb der Scheibenblütchen tritt; jedoch an glänzendem Schimmer vermag die Herbst-Staudenaster nicht mit der chinesischen Sommeraster in Wettbewerb zu treten. Das soll uns allerdings nicht hindern, auch diese Sorten und Arten als vorzügliche Gartenpflanzen anzusehen, zumal da etliche von diesen sich auch recht gut im Topfe pflegen lassen und dann bis weit in den Winter hinein einen hübschen Zimmerschmuck abgeben, der alljährlich aufs neue erblüht, wenn die Stauden über Sommer in den Garten kommen.

Auch von der chinesischen Sommeraster werden, wenn die Blüten sich voll entfaltet haben, Exemplare aus dem freien Lande in Töpfe verpflanzt und als Zimmerschmuck angeboten. Wenn dieses Einfehen aber nicht mit der erforderlichen Sorgfalt geschah, so ist die Freude an solchen Topfpflanzen immer nur von beschränkter Dauer. Wollen wir uns an der Schönheit der Sommeraster erfreuen, dann müssen wir die Pflanze im *Gärtchen* aufsuchen, wo ihr ein recht sonniges Plätzchen eingeräumt wurde und wo sie im Verein mit Zinnien, Sammetblumen und anderen „*Bauern-Blumen*“ erglüht, um uns die Schönheit der Gartenflora vor deren herbstlichem Scheiden noch einmal im prächtigsten Staate erkennen zu lassen.

Herm. Krafft.

Kleines feuilleton.

Musik.

Immer wieder stehen wir vor der Frage: Ist ein volkstümliches Darbieten von Opern möglich? Und wie? Daß die Frage schon durch die Unsicherheit dessen, was mit „volkstümlich“ gemeint sein soll, erschwert wird, haben wir mehrmals gesagt. Aber eine weit realere Hemmung liegt im *Kostenpunkt*. Die hohen Preise und der lebhafteste Besuch des königlichen Opernhauses ersparen ihm nicht die Notwendigkeit eines gewaltigen Zuschusses; und mit geringeren Preisen, als sie zum Beispiel die *Gura-Oper* in diesem Sommer forderte, lassen sich würdige Aufführungen von Opern, zumal von sogenannten „großen“, nun einmal nicht geben. Anders, wenn statt der nötigen Orchesterbesetzung von mindestens 30 bis 40 Streichern kaum etwa 20 Streicher vorhanden sind, wenn ungenügende (also auch gering zu bezahlende) Sänger verwendet werden, wenn (um das Publikum zu gewinnen) fortwährend Neueinstudierungen mit zu wenig Proben aufeinander folgen, und wenn — der Besucher einen entsprechend niedrigen Maßstab des Kunstgenusses und Kunsturteils mitbringt. Mit dieser Einschränkung haben wir uns bereits durch mancherlei Winter- und Sommeropern gedulbig hindurch gehört — nicht am unangenehmsten durch das von Franz Gottscheid geleitete Unternehmen im *Schiller-Theater* O., das Ende August seine erste Saison in Nachfolge der „*Morwig-Oper*“ geschlossen hat. Obwohl uns äußere Umstände verhindert haben, dem Unternehmen bis zum Ende zu folgen, so reichen doch unsere Eindrücke von ihm aus, um auf das

Ganze mit Anerkennung zurückblicken zu können. Auch an Quantität fehlte es nicht: 13 Opern, 3 Operetten und 1 Posse wurden vorgeführt; den Mangel an einer Erstausführung wird wohl die nächste Spielzeit wettmachen. Inzwischen harren wir des Wiederbeginns der ständigen Volksoper *M. Alfieris*, die diesmal anscheinend mit besonderen Schätzen beladen kommt.

Will man den Sinn von „volkstümlich“ an seinem Gegenteil erkennen, so geht man in die „*Romische Oper*“, und zwar am besten in den „*Arzt wider Willen*“, der dort am Sonnabend zum ersten Male gebracht worden ist. Das Werk stammt musikalisch von dem französischen Komponisten des „*Faust*“, *Charles Gounod*, und zwar aus seiner voraufrührerischen Zeit (1858). Das bisherige Urteil ging dahin, daß das Werk keine Begabung Gounods für das komische Fach erwiesen habe. Nun aber kam Widerpruch durch die Tat: Die „*Romische*“ ließ es durch ihren Kapellmeister *E. v. Regnietz* für die deutsche Bühne übersehen und bearbeiten und durch ihren Regisseur *M. Moris* in der dort üblichen Art inszenieren.

Der Text war von zwei französischen Librettisten nach einem Stück von *Molière* zubereitet worden. Es ist dies aber keine der großen Charakterkomödien des Meisters, sondern eine seiner kleinen Hofsitten mit den alten Typen der prügelnden und geprügelten Bauern, deren einer als Arzt vorgehoben wird, um die simulierte Krankheit der verliebten Tochter eines dummen Alten zu heilen — das Uebrige kann man sich denken.

Gounod fing die Sache so an, daß er das Ganze auf einen recht einförmig taktmäßigen Marschton stimmte, wie er etwa auch für den Typus vierhändiger Klavierstücke paßt, daß er dann — zumal mittels der tieferen Holzbläser — burleske Bühnenbewegungen durch einfache musikalische Tongänge andeutete, und daß er endlich einige hübsche Chor- und Solohril einstreute, für die ja sein Können reich war. Die jetzige Regie nun hält sich hauptsächlich an jene Andeutungen und entfaltet ein ganz neues System von posenhafter Stilisierung, indem sie möglichst alle Tongänge durch burleske, erzenträufliche Wendungen der Personen auszudeuten versucht. Darin und in möglichst naturalistischer Charakterisierung geht sie aber weit über die musikalischen Beziehungen hinaus, indem sie beispielsweise das Ständchen des Liebhabers vor dem Hause vom Gespötte der Diensthoten begleiten läßt, aus manchen Figuren geradezu „*Triffl Excentrics*“ des Varietés macht und dergleichen mehr. Gefährlich ist an dieser Konstruierung einer alt-neuen Gattung von Burlesk-Oper die Schwierigkeit all des aufgeregten Getues für die Gesangsstimmen, etwa so wichtig feste Stimmen ausgenommen wie die des Hauptrollensängers, des *Varytons* *D. Jador*, und des Bassisten *L. Mantler*. Allerdings sind diese verschiedenen spöttischen oder verzweifelten Setzete u. dgl. eine überaus harte Gesangsaufgabe; und namentlich insofern kann man der Einstudierung sein Kompliment machen. Zum Eindruck des Stilisierens in gutem Sinne trägt auch die Abschließung bei, die durch eine „*Bühne auf der Bühne*“ geschieht. Im übrigen glauben wir, gelinde gesagt, daß sothane Art des Unterstreichens gerade der plumperen Bestandteile des Ganzen keine der Musik günstige Zukunft hat. Fortschritt in radikalster Charakteristik sollen mit Freuden begrüßt werden; ob es aber zu ihnen auch gehört, daß zum Beispiel in der Orchestermusik das Liedertafelige, um nicht zu sagen das *Viermusikalische*, kurz das *Schrumm-Schrumm* erst recht verstärkt wird, darf man doch bezweifeln.

82.

Physiologisches.

Die Schutztruppe unseres Körpers. Das Leben des Menschen würde selbst durch kleine Mengen eines verhältnismäßig schwachen Giftes gefährdet sein, wenn sein Körper nicht Einrichtungen besäße, die zur Abwehr von Giftstoffen bestimmt sind. Unter seinen Organen ist es die Leber, die gewissermaßen als Schutztruppe des ganzen übrigen Organismus dient. Wenn löbliche Gifte auf dem gewöhnlichen Wege in den Körper und dann bis in den Blutkreislauf gelangen, so ist es der Anstrengung der Leber überlassen, sie unschädlich zu machen. Dasselbe leistet sie häufig zur Beseitigung von Bakterien und anderen Fremdkörpern aus dem Blut. Sie ist mit einer besonderen Organisation von Zellen ausgestattet, die nach neuen Forschungen dahin wirkt, die Erzeugung der sogenannten *Phagocyten*, zu denen auch die weißen Blutkörper gehören, zu beleben. Die besonders diesem Zweck dienenden Zellen, die nach ihrem Entdecker, dem Anatomen *Karl von Kupffer*, als *Kupfferzellen* benannt worden sind, liegen in unmittelbarer Verbindung mit den Blutadern und den anderen Zellen der Leber. Ihre große Wichtigkeit als Schutztruppe in dem erwähnten Sinne wurde dann 1905 durch die Experimente von *Cohn* erwiesen. Dabei wurde ein Kaninchen mit einer Lösung von kolloidalem Silber in die Drüse am Ohr geimpft, und es zeigte sich, daß jene Zellen der Leber das gesamte Metall an sich rissen, um eben den übrigen Körper vor dessen Eindringen zu schützen. Die weiteren Forschungen haben dann eine gleich wohlthätige Wirkung der Kupfferzellen gegen Bakterien und mineralische Gifte gezeigt. Sogar harmlose Fremdkörper, z. B. Fetttröpfchen, werden mit großer Geschwindigkeit durch diese Zellen aus dem Blut herausgezogen. Unter den Bakterien werden namentlich die Eiterkokken und der *Kolonbazillus* von der Leber heftig bekämpft, während sie über den *Tuberkelbazillus* leider eine weniger wirksame Herrschaft hat.